



Eine schwere Anklage gegen die Regenwürmer. Durch einen bedeutenden französischen Gelehrten wird auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, daß Erdwürmer zur Verbreitung von Parasiten wesentlich beitragen können. Im Verdauungskanal des Regenwurmes z. B. halten sich eine große Menge Parasiten auf. Die meisten der in den Würmern gefundenen Bakterien waren Bazillenstäbchen. Zu ihnen gehören auch der Tetanusbazillus oder der Erreger des Starrkrampfs. Dieser wird mit den Erdbällern, die der Regenwurm auswirft, ausgestoßen und verunreinigt das Gras, das vom Pferde gefressen wird. Es könnte sein, daß der Bazillus durch seinen Aufenthalt im Körper des Wurmes besonders bössartig wird und daß hierin eine Erklärung für die häufige Ansteckung grasender Pferde zu suchen ist. Im letzten Teil des Darms des Regenwurms findet sich häufig ein fadenförmiger Parasit, der wegen seiner großen Lehnlichkeit mit der Trichine besondere Beachtung verdient. Er kommt im Gürtel des Regenwurms frei vor, während er in der unmittelbaren Nähe des Afteres in eingekapselter Form beobachtet worden ist. Es scheint, daß der Parasit mit dem Darminhalt herabgleitet, um vor seiner Ausstoßung eingekapselt zu werden. Die Kapseln haben dieselbe Größe wie die im Gewebe Trichinenkranker. Sie besitzen eine zarte durchsichtige Hülle, in der das Tier zu einem Knäuel zusammengeballt oder öfters in einer festen Spirale liegt. Innerhalb der Kapsel scheint es niemals Bewegungen auszuführen. Im freien Stadium ist das Tier nur ungefähr 1 Millimeter lang, farblos, durchsichtig und weist eine Speiseröhre, einen Magen und einen Darm auf. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser fadenförmige Parasit mit der Trichine identisch ist. Möglicherweise gelangt er durch Vermittlung von Gras und Kräutern in den Körper des Schweins oder dieses verschluckt ihn samt den Regenwürmern. Diese Annahme ist wahrscheinlicher als die Vermutung, daß das Schwein durch den Genuß an Trichinen krepierender Ratten erkrankt. Es wäre interessant, festzustellen, ob das Schwein von diesen Regenwurmparasiten tatsächlich in gleicher Weise infiziert werden kann.



Im Schmuggel-Museum.

Wer einen Einblick gewinnen will, welche raffinierte Tricks die Schmuggler anwenden, um diese oder jene wertvolle Ware über die Grenze zu „packen“, der besuche das im Pariser Rathaus befindliche „Museum für Konterbande“. Dort sieht man unter vielem anderen eine Lokomotive, deren Räder dem Auge der Zollbeamten viele Kilo Tabak verbargen. Noch kühner waren Eisenbahnbeamte, die auf den Wagen den Abdruck der Siegel des Königs von Belgien nachahmten; der so geschützte Wagen brachte den Komplizen dann eine Ladung Schmugglerwaren. Am Spitzeln zu schmuggeln, verwendet man jetzt besonders Hunde. Früher zog man den Tieren ein zweites, größeres Fell über und verbarg in dem Zwischenraum Spitzeln. Aber dieser Trick wurde erkannt, und jetzt dressiert man die Hunde dazu, die Zollbeamten zu fürchten. Ein mit einer Uniform bekleidetes Individuum zückt den unglücklichen Hund, und so wie dieser die gefährlichste Uniform sieht, entflieht er möglichst schnell mit der ihm untergebundenen Spitzelklatte. Eine noch schönere Erfindung ist die Leichenbahre, die unter den Falten ihres Bahrtuches einen mit Branntwein gefüllten Kasten barg; die Kränze waren ausgehöhlt, und unter den Bänken der Trauerkutschchen waren Branntweinbehälter geborgen.

Betrogene Betrüger.

Ein reicher Finanzmann saß in einem Restaurant und frühstückte. Da trat ein einfacher Mann in das Lokal, setzte sich an den benachbarten Tisch und verlangte beim Kellner ein Duzend Mustern. Die Mustern kamen, und das Mahl begann. Kaum aber hatte der Gast die dritte Muster gegessen, als er, die Hand nach dem Munde führend, leise aufschrie: „Ich glaube, ich habe mir einen Zahn ausgebissen.“ Indem er dies sagte, entfernte er den Gegenstand seines Leidens. Es

war eine schwarze, prachtvolle Perle, noch ganz umgeben vom zudenden Fleisch der Molluske, aber von einer Größe, die sie ganz besonders wertvoll machte. Der Nachbar betrachtete natürlich die Perle, bewunderte sie und wünschte dem Manne Glück, der sie auf so unerwartete Weise entdeckt hatte. „Meiner Frau“, versetzte dieser, „es ist wohl möglich, daß das Ding schön ist, ich aber wünschte es zum Teufel; mein Zahn wächst dadurch nicht wieder.“ — „Nun, Sie werden es verkaufen.“ — „Was kann dieser Kiesel wert sein?“ — „Wenigstens zweihundert Franken.“ — „Wenn Sie ihn für die Hälfte haben wollen, gehört er Ihnen.“ — Der Handel wird geschlossen, der Finanzmann bezahlt hundert Franken und erhält die Perle. Auf dem Heimwege tritt er bei einem Juwelier ein und erkundigt sich nach ihrem Werte. Aber siehe — die Perle war falsch! . . . Nicht einmal auf Auktionen kann man sich noch verlassen.



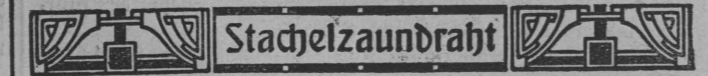
Eine Menschenseele.

Umlachte mich auch Edens Braut
Und eine Welt voll Sonnenschein,
Ich lebte doch in über Nacht,
Wär keine Menschenseele mein.
Und tränk ich alle Erdenluft
In einem goldenen Becher Wein,
Ich frunkte doch an wunder Brust,
Wär keine Menschenseele mein.
Und säng' ich wie die Nachtigall,
Im grünbelaubten Frühlingshain,
Was sollte mir der süße Schall,
Wär keine Menschenseele mein.
O besser dann, sie legten mich
Ins allerletzte Grab hinein:
Hinweg mit meinem armen Ich
Ist keine Menschenseele mein!



Die praktische Hausfrau.

Französische Waschmethode. 1 Kilogramm Seife wird mittels einer geringen Wassermenge zu einer Art Keim verrihrt, der, nachdem er etwas erwärmt worden, in 45 Liter Wasser abgekühlt wird, welchem 1 Eßlöffel voll Terpentinöl und 2 Eßlöffel voll Ammoniak zugesetzt werden. Die Mischung wird tüchtig verrührt und das Wasser muß bei einer Temperatur erhalten werden, die ca. 30° C. entspricht. In diese Lösung werden die zu waschenden Objekte eingeweicht und daselbst 2 Stunden belassen, ehe sie mit Seife gewaschen werden. Das Seifenwasser kann abermals erwärmt werden, wobei jedoch wiederum etwas Terpentin und Ammoniak zugesetzt werden muß. Nachdem die Wäsche mit der Seife gewaschen, wird sie in warmes Wasser gebracht und sofort mit Waschblau gefärbt. Dieser Prozeß, der bedeutend an Zeit erspart, ist außerdem höchst ökonomisch, indem er die Kosten für das Waschen um ca. 50 Prozent reduziert.



Stachelzaundraht.

Eine Liebeserklärung. Er: „Fräulein Amalie, ich liebe Sie!“ — Sie: „Aber ich habe keinen Heller Vermögen!“ — Er: „Verzeihen Sie — Sie unterbrechen mich; ich liebe Sie nicht!“ — Sie: „Ah! das wollte ich nur hören; denn ich bekomme eine Mitgift von M. 200 000!“ — Er: „Ja, Sie unterbrechen mich immer wieder; ich liebe Sie nicht wegen Ihres Geldes!“ — Sie: „Ach, wie freu' ich mich! Das von den 200 000 Mark war überhaupt nur ein schlechter Witz!“
Malitiös. Ein bekannter „Aufspiel-Schmierer“ fährt mit einer Dame zusammen in einem Eisenbahnkupon. Von der Fahrt ermüdet, nickt er ein wenig ein und neigt sich unwillkürlich nach der Dame hin. — Dame (ihn weckend): „Verzeihung! Es scheint, Sie schreiben ein neues Stück in Gedanken?“ — Schriftsteller: „Keineswegs, meine Gnädige!“ — Dame: „Ich glaube, weil Sie sich so anlehnten.“
Zimmer im Dienst. Also ein Ehediner haben Sie bekommen? Kräftiger Junge, ja? Artillerie-Hauptmann: O ja, glaube ich!

Henneberger Zeitung.

Unterhaltungs-Blatt.

Unrecht Gut

Kriminalroman von Gustav Köffel.

□ □ □

(28. Fortsetzung.)

„Und Sie?“ „Ich sage natürlich daselbe, werde aber auch garnicht hier sein.“ „Sie verreisen wieder?“ „Nein. Ich bin jetzt aber in unserem Hause so angestrengt tätig, daß ich einer Einladung meines Chefs folgen und dort auch schlafen werde, wenigstens für die nächste Zeit. Miete bezahle ich natürlich wieder auf ein Vierteljahr pränumerando. Aber besser, wenn auf mich die Rede kommt, sagen Sie garnicht von meinen längeren und häufigen Abwesenheiten. Sie kontrollieren das Kommen und Gehen Ihres Mieters nicht, erklären Sie, und was Sie sonst von mir gesehen haben, ist mir Gutes.“
„O, das kann ich ja auch mit gutem Gewissen sagen,“ versicherte Frau Neumann, „er es nun viel weniger gefährlich schien, die Polizei zu täuschen, als einen so pünktlich zahlenden Mieter zu verlieren. Damit war denn auch der Weg zu einer raschen und vollkommenen Verständigung gebahnt, sodaß Duprat auch nach dieser Richtung hin beruhigt sein konnte. Er bezahlte seine Vierteljahresmiete gleich jetzt, obgleich man erst im Anfang des März war, und vernichtete dann bei verschlossenen Türen und mit Hilfe des Ofenfeuers alle Erinnerungen an den Mitbewohner seines bescheidenen Quartiers. Dies geschah, ging er getrost hinweg und nach Etwolds Hause, wo ihm in der jetzigen bewegten Zeit ein freundlicher Empfang gewiß war. Was er da wollte, wissen wir, nämlich sich wie ein Schatten an Etwolds Fenster heften und sein Eindringen in den Keller verhindern, um die darin Eingesperrten durch Hunger zu töten.“

14. Kapitel.

Vergeblich harrete Hedwig nach der Vorstellung der Rückkehr Eduards. Sie hatte gehofft, daß er in der Nähe bleiben oder zur bestimmten Zeit noch einmal auf den Theaterplatz zurückkehren werde; aber dieser entleerte sich so rasch, wie er sich gefüllt hatte, und zuletzt stand Hedwig ganz allein da, ihr sorgenvolles Auge in die Nacht hinaus gerichtet. Eduard kam nicht. Blöcklich fiel es ihr ein, daß er sie vor ihrer Tür erwarten könne, und nun machte sie sich eiligst auf den Heimweg. Auf dem Wege traf sie ihren Verlobten nicht und auch nicht vor ihrem Hause, solange sie dort auch wartete. Hedwigs Angst um ihn wuchs mit jeder verfliegenden Minute. Hatte man ihn schon ergriffen? War er ihrem Rat gefolgt und gleich weiter geflüchtet? Sie wußte es nicht, und der Morgen konnte ihr erst Antwort geben. Die Mutter schalt auf Hedwig wegen ihres verspäteten Ausbleibens, aber diese achtete dessen nicht. Ihr Herz war zum Brechen voll, und doch hatte sie den Mut nicht, sich ihrer Mutter anzuvertrauen. Sie ließ ihr Abendbrot unberührt und verbrachte die Nacht schlaflos auf ihrem Lager. Am anderen Morgen hoffte sie ein Lebenszeichen oder eine ausführliche Nachricht von Eduard zu erhalten. Aber nein. Der Briefträger ging an ihrer Tür vorüber, und sonst kam auch niemand, um mit ihr wegen Eduard zu sprechen. In ihrer Verzweiflung begab sich Hedwig nach der Probe zu ihrer Freundin Ida Edler, welche sie ebenfalls in banger Erwartung empfing. „Nun?“ fragte diese, als sie in Idas kleinem Zimmer allein waren.

(Nachdruck verboten.)

„Hat Eduard die Warnung noch rechtzeitig erhalten? Ist er geflohen?“ Hedwig brach in Tränen aus und erzählte ihrer Freundin dann bruchstückweise und unter Tränen von ihrer letztmöglichen Begegnung mit Eduard und welche Angst sie nun um ihn habe. Ihre kluge Freundin wußte auch in diesem Falle Rat und tröstete sie, indem sie sagte: „Sei versichert, daß, wenn man Eduard gefangen hätte, du schon etwas davon gehört haben würdest. Man wird nun bereits in M. wissen, was ihn zur Flucht veranlaßt hat, nämlich das verhängnisvolle Telegramm aus der Residenz. Natürlich wird man nun bemüht sein, den unbekanntem Warner zu ermitteln. Der nächste Verdacht fällt aber auf dich, und darum sieh dich vor. Laß dich nicht überumpeln und nicht durch falsche Vorpiegelungen zu einem Geständnis verleiten, auch dann nicht, wenn man dir auf den Kopf zusagt, daß du die heimliche Warnerin gewesen. Von deiner Begegnung mit Eduard sagst du ebenfalls nichts. Dagegen wirst du bei einiger Aufmerksamkeit aus den Fragen des Herrn Assessors oder sonst weissen merken, was man von dir gern wissen will, denn das eben weiß man nicht.“

Getröstet und mit neuer Hoffnung besetzt, verließ endlich Hedwig ihre Freundin, um sich nach dem Theater zu begeben. Sie hoffte, daß recht bald, heute noch, jemand kommen werde, um sie nach Eduard zu befragen. Aber der Tag ging hin, und niemand ließ sich blicken. Das war nun eine neue Quelle der Beunruhigung für Hedwig, man mußte also doch alles wissen, um keine Veranlassung zu einer Frage an sie zu haben. Und wie dieser, so vergingen die nächsten Tage, niemand kam. In voller Verzweiflung holte Hedwig noch einmal den Rat ihrer Freundin ein.

„Ich werde Wilhelm befragen,“ sagte diese. „Er hat Konnexionen mit der Polizei und wird es alsbald erfahren, ob man Eduard schon ergriffen hat oder von seinem Verbleib etwas weiß.“ Hedwig war besorgt, daß man damit der Entdeckung eine neue Pforte öffne, aber Ida wußte ihre Bedenken zu beschwichtigen. „Ich habe ja doch kein Geheimnis vor Wilhelm,“ sagte sie, „und bedauere nur, ihn nicht schon früher befragt zu haben. Freilich, wenn man sich so selten sieht wie wir, hat man genug Eigenes zu besprechen, um auch noch an andere denken zu können.“ Hedwig mußte zugestehen, daß sie bei einer Begegnung mit Eduard ihrer Freundin und deren unglücklicher Liebe ebenfalls nicht gedacht haben würde. Ehe sie nun aber eine Gelegenheit fand, Wilhelm Ebers ins Vertrauen zu ziehen, lehrte Soltmann aus M. zurück, und nach einer flüchtigen Verständigung mit Racheis begab er sich alsbald zu Hedwig, um sie nach dem zu befragen, was er gern wissen wollte. Diesmal war ihre Mutter zugegen, die sehr zungensfertig und eine resolute Frau war. Kaum hatte diese sich von ihrem Stauern über das Gebörte erholt, so fiel sie über den ledigen Frager her und belehrte ihn gründlich über das, was er von ihrer Tochter und ihr selbst zu halten habe. —

Soltmann war aber diesen schwierigen Situationen gewachsen; es war nicht das erstemal, daß er so schwer attackiert

wurde, und als besonnener Mann schweig er, bis Frau König ihr erstes Pulver verpufft hatte. Inzwischen hatte aber Hedwig Zeit gefunden, sich zu sammeln, und, durch ihrer Mutter Beispiel ermutigt, beharrte sie auf ihrer Aussage, nichts zu wissen. Der Assessor mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, die beiden Frauen triumphierten. In sehr verdrießlicher Stimmung verließ Soltmann das königliche Haus. Hedwig war gleich nach der Rückkehr des Kommissars postzeilich beobachtet worden; man hatte aber nichts Auffälliges bemerkt, sodaß er selbst nicht mehr daran zweifelte, daß Eduard nicht mehr in der Residenz, sondern zugleich mit seinem Komplizen, dem nicht zu ermittelnden Baron Dryden, nach auswärts entkommen sei. Von des letzteren Aufenthalt wußte Hedwig ebenfalls nichts weiter, als daß er in der Residenz lebte. Und nicht anders war es mit Duprat und dem Kommerzienrat. Auch diese waren beobachtet worden, ohne daß etwas Verdächtiges zutage getreten wäre. Zwar war Duprat seinen Verfolgern eines Tages entkommen, als er ein Haus mit zwei Ausgängen betrat, in dem man dann vergebens nach ihm forschte, aber seitdem war er noch schärfer beobachtet worden, und doch war auch hier das Resultat gleich Null. „Ich habe keine Lust und keine Veranlassung, mich diesen beiden jetzt gegenüber zu stellen“, murmelte Soltmann. „Aber was kann ich nun noch tun?“ Er stand einen Augenblick unschlüssig, an den Spitzen seines wohlgepflegten Schnurrbartes kauend; dann schlug er gedankenvoll die Richtung nach seines Freundes Neubert Wohnung ein. Er fand letzteren nicht zu Haus, und das vermehrte seinen Verdruß. Man hat eben Tage, wo einem nichts nach Wunsch geht. Nach dem Kommissariat zurückgekehrt, ward ihm von Nacheis eine sehr erstaunliche Mitteilung. „Wir befinden uns auf einer falschen Fährte“, sagte er, „und was ich gleich anfangs sagte, als wir die Mordstätte in der Schwedengasse besichtigten, findet durch das Befestigung, was Neubert seit dem Ueberfall im „Fuchsbau“ ermittelt und mir soeben mitgeteilt hat.“ Des Assessors Züge verlängerten sich mit jedem Wort, das der Kommissar sprach. „Neubert hätte —“ sagte er, und weiter brachte er es nicht. Der Gedanke, daß er in der Irre gegangen und sein kleiner Kollege alles entdeckt hatte, erweckte denn doch seine lebhaftesten Bedenken und nicht zum mindesten seinen Neid. Der Kommissar lächelte selbstzufrieden, nicht sowohl wegen Soltmanns Enttäuschungen als vielmehr, daß seine Ansicht von dem Mord in der Schwedengasse nach so langem Suchen Bestätigung gefunden.

„Ich wußte gleich“, nahm er wieder das Wort, „daß es sich da in erster Linie um einen Raubmord handelte und äußerte meine Meinung gegen den Kommerzienrat dahin, daß hier ein neues, frevelhaftes Attentat der Anarchisten vorliege.“ „Ich entfinne mich dessen“, erwiderte Soltmann, „denn ich war es, der dieser Ansicht entgegentrat, und das tue ich auch jetzt noch, bis ich es erwiesen sehe, daß Sie damals recht gehabt.“ „Und den Beweis dafür hat Neubert erbracht“, sagte noch immer lächelnd der Kommissar. „Ad 1: Das Kostüm, das der so schwer verdächtige Eduard Entwold in jener unglücklichen Ballnacht getragen, ist von Neubert rekonstruiert worden.“ „Von Neubert selbst doch nicht?“ wandte Soltmann ungläubig ein, „da er es früher ja nie gesehen hat.“ „Aber von dem Personal des Hotels“, entgegnete Nacheis, „in dem Herr Eduard während seines kurzen und geheimen Aufenthaltes hier logierte.“ „Hat er seinen Namen in das Fremdenbuch eingetragen?“

„Nein, das hat er zu umgehen gewußt und war auch nicht erforderlich, da er an einem Tage kam und am andern Morgen schon wieder abreiste. Aber in der Maskengarderobe, aus der er das Kostüm entlehnte, ist er weniger vorsichtig gewesen; da hat er seinen Namen und den des Hotels eingetragen, in dem er logierte. Er hat aber den vorsichtigen Garderobier, daß er das Kostüm nur nach dem Zimmer Nr. 16 senden möge, wo er es denn auch von den Händen des Boten selbst in Empfang nahm. Hier wurde es am nächsten Morgen auch von diesem wieder abgeholt. Herr Eduard hat verschwiegen vom Personal das Kostüm gezeigt und sie nach ihrer Meinung gefragt, sodaß ein Zweifel gänzlich obwalten kann. Es war eine sehr glückliche Idee unseres Neubert, statt nach den ungezählten Maskengarderoben unserer Stadt umherzulaufen, einfach in den weniger zahlreichen Hotels Nachfrage zu halten.“ „Wieso aber wußte man hier die Adresse der betreffenden Maskengarderobe?“

„Sehr einfach. Das Kostüm hatte einer schönen Hausfee so sehr gefallen, daß sie beim Abholen desselben dem Boten aufklärte und ihn nach dem Darleiber desselben befragte. In der Maskengarderobe haben wir den Namen des Herrn Eduard und im Hotel seine Personalbeschreibung. Jedenfalls ist erwiesen, daß es sein Kostüm nicht gewesen, das mit einem anderen aus dem Fluß gezogen wurde.“

„Und das Sprüche für ein Attentat der Anarchisten?“ Soltmanns Lippen kränkelten sich in leisem Spott. „Geduld! Sie entsinnen sich, daß wir die Uhr des Ermordeten in der Matratze des roten Mathies versteckt fanden?“ „Es war aber nicht seine Fußspur, die zu der Mordstätte führte.“ „Nein, sondern diejenige einer Frau. Und auch diese ist ermittelt.“ Soltmann trat erstaunt einen Schritt zurück.

„Das klingt gar wunderbar“, sagte er. „Was hat denn der kluge Neubert noch alles gefunden?“ „Zunächst den roten Mathies“, sagte dieser selbst. Er war soeben aus einem angrenzenden Zimmer eingetreten und hatte Soltmanns letzte Frage gehört. Der Assessor wandte sich, keineswegs angenehm überrascht, zu ihm herum.

(Fortsetzung folgt.)

Vangheli.

Eine Erzählung aus Marokko von Fritz Reutter.

(Nachdruck verboten.)

Der Imam hatte das Gebet, das die Ehe weiht und segnet, mit feierlich erhobener Stimme gesprochen. Die Hochzeitsgäste, Verwandten und Freunde hatten sich auf Kosten des Brautvaters reichlich erfrischt und gelabt. Erst spät nach Mitternacht beim hellen Schein des Mondes und der Sterne brach der Brautzug zum Heimweg auf. Flötenspieler und Trommler schritten vor dem neuvermählten Paar her; von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, folgten die Männer der Bekanntheit; die hochzeitlichen Freunde begleiteten die schöne junge Zohra nach dem Hause ihres viel älteren Mannes Jakub Khair.

Von El Kasar, dem hübschen, kabyllischen Heimort der Braut, bis nach Karruein, der Vorstadt von Fez und dem Wohnort des Mannes, ist der Weg in gerader Linie gar nicht weit; einem Zugvogel kostet er einige Flügelschläge. Aber El Kasar liegt wie ein Adlerneß fast senkrecht über Karruein auf schroff ansteigenden Felswänden, und der Zug stieg langsam auf schmalen Wegen, welche mehr einer Treppe als einem Pfade glichen, zwischen Thymian- und Labdanumpflänzchen abwärts. Nur allmählich gönnten die zurückweichenden Felsen dem menschlichen Fuß einen bequemeren Pfad, und statt der dürftigen Pflanzen erschienen Oliven-, Pinien-, Eichen- und Orangenbäume. Mit dem frischen Grün der Frühlingspflanzen verschmolz im weichen Farbenspiel des Morgendämmerlichts das zarte Rosa und das schneidige Weiß der Pfirsich- und Mandelblüten. Beim ersten Strahl der warmen Frühlingssonne erblickten die hochzeitlichen Freunde Karruein mit seinen burgähnlichen, ernstigen Gebäuden, Türmen und Moscheen, seinen hesperidischen Gärten und uralten Olivenhainen.

„El hamdu, I Allah!“ (Allah sei gelobt) schallte es frohlockend aus der Brust eines Begleiters, als sich im Westen Fez im Morgenrot erstrahlend zeigte.

„El hamdu, I Allah!“ antwortete der ganze Zug, Mauren und Kabylen.

Es war Tag geworden, als der Zug Jakub Khairs Wohnhaus — eine gut eingerichtete Mühle, deren Räder ein naher Wasserfall trieb — erreichte. Die Braut schien erschöpft. Verschleiert, stumm, ohne etwas anzurühren, hatte sie beim Hochzeitsmahl gegessen. Kraftlos sank sie auf einem abgeplatteten Felsen vor der Mühle nieder, an dessen Seiten sich ein Abgrund öffnete. Der Bräutigam bemühte sich, die Hochzeitsgäste los zu werden. Lustig und ausgelassen aber trieben diese ihren Spott mit dem alten Jakub, der verdorrten Dittel, die sich in eine Nase verliert.

„Möge dir Allah dreißig Jahre von deiner furchtigen Stirne wegnehmen!“ riefen die einen.

„Jakub, ich wünsche dir mehr Söhne, als du Haare auf dem Scheitel hast!“ spotteten die andern. Niemand dachte ans Nachhausegehen. Niemand achtete auch des Fremden mit dem wilden Gesicht, der sich in den Hof der Mühle ge-

schlichen hatte, und, als er an Zohra vorüberschritt, ihr flüsterte: „Dein erster Kuß dem Todesengel!“

Nach einer Weile war es Jakub doch gelungen, die Gäste zu verabschieden, und er suchte nun seine junge Frau. Zohra aber wich bis an den äußersten Rand des Felsens vor ihm zurück; noch ein Schritt und sie fiel. Mit weinerlicher Stimme ermahnte er sie, ins Haus zu kommen. Sie antwortete nicht, unbeweglich saß sie da. Machte er eine Bewegung vorwärts, so sprang sie auf und neigte sich dem Abgrund zu. Der Fremdling hatte sich hinter einen Feigenbaum niedergelegt und schaute dem Spiel zwischen Mann und Weib mit großem Interesse zu. Jakub kauerte am Fuß des Felsens nieder und wartete geduldig, bis sich die widerpenstige Feste selbst ergeben würde. Plötzlich bemerkte er, wie Zohra mit der Hand auf eine Blume von leuchtenden Farben deutete, die wie ein Stern im Dunkel des Abgrundes erstrahlte.

„Willst du sie?“ rief Jakub, und von trüchlicher Hoffnung fortgerissen klonn er mit Lebensgefahr an den steilen Felsen hinunter. „Nicht meiner Tage!“ rief er, die Blume schwingend, „hier ist die Blume!“ Aber, o Ueberraschung! Zohra war verschwunden. Plötzlich fliegt es wie ein Blühtrahl über sein runzeliges Gesicht. Die Türe seiner Mühle, die noch vor wenigen Augenblicken offengestanden, ist jetzt geschlossen. „Mein Täubchen ist nach dem Nest geflogen!“ sagte er, dem Hause zuwendend. Doch die Türe ist und bleibt verriegelt. Er klopfte leise. Keine Antwort. Er schlägt mit der Faust, mit dem Fuß gegen die Pforte, die nicht bricht. Schäumend vor Wut sucht er einen großen Stein, und als er zurückkommt, sieht ein Mann, sich mühsam auf seinen Stab stützend, mit zerfetzten Kleidern und langem ungepflegtem Bart vor ihm.

„Wer bist du?“ fragte Jakub. „Ein armer Derwisch“, antwortete der Unbekannte. „Mein Haupt ruhte heute nacht in deinem Garten. Allah Akbar! Ich komme vom Tekke (Kloster) der tanzenden Derwische in Beni Hafan aus dem Westen, woher der Herr der Stunde kommen wird, um allen Numis und Gauris in unserem Lande den Kopf abzuschlagen.“

„Und wo gehst du hin?“ fragte Jakub etwas eingeschüchtert.

„Immer gegen Osten, betend und fastend zum Heil meiner Seele. Und jedesmal, wenn ich auf meinem Weg eine Quelle antreffe, benehe ich meine Finger, schürfte das Wasser durch die Nase, wie der Prophet es befehlt und spreche, mich auf die Erde werfend: „Herr, laß mich den Duft des Paradieses riechen.“

Der pilgernde Derwisch hielt Jakub die Hand für ein Almosen hin; dieser aber stellte sich, als ob er nichts sehe. Da schüttelte der heilige Mann den Kopf und sprach: „Jakub Khair, dein Geiz verblendet dich!“

Furchtlos wich Jakub zurück. Plötzlich zog er aus seinem Gewand einen Piafter, reichte ihn dem Derwisch mit den Worten: „Du, du Diener Allahs, wirke ein Wunder zu meinen Gunsten. Verschaff mir die Liebe meines Weibes! Wirke dieses Wunder.“

„Dein Weib hat mir sechzehn Jahre, und du zählst mehr als sechzig. Hat sich der Frost des Winters je mit der Blume des Frühlings vereint?“

Für Jakub gab es keine Hilfe. Entmutigt ging er davon — vielleicht zu seinem Schwiegervater, dem er fünf-hundert Piafter für seine Tochter bezahlt.

Kaum war Jakub in der Ferne verschwunden, so richtete sich der Derwisch hoch auf und eilte auf die Türe der Mühle zu. Schon hatte sich diese geöffnet. Zohra stand unverfälscht auf der Schwelle.

„Vangheli“, rief sie und fiel dem Geliebten in die Arme. „Wagtest du dich unter Lebensgefahr hierher?“

„Ich bin gekommen, dich zu töten!“

„Hier ist mein Herz, triff! Ich liebe dich!“

„Was willst du tun, mein Lieb?“

„Was geschehen soll, geschieht!“ antwortete Zohra. „Das Unglück verfolgt uns. Und doch — sieh diese Blume —“

Sie zeigte ihm die Blume, die Jakub gepflückt und im Hofe weggeworfen hatte.

„Ohne die Blume läge ich dort unten.“

„Im Abgrund?“ rief Vangheli schauernd.

„Ich wollte für meine Liebe sterben. Als das Geseß der Blutrache dich, den Unschuldigen, in die Verbannung trieb, als deine Feinde dich von Berg zu Berg verfolgten, da verschleierte sich die Sonne meines Lebens.“

„Und du hast an meiner Unschuld nicht gezweifelt?“

„Vangheli, ein Mörder! Nein, nein!“

Beglückt schloß er sie in seine Arme, dann begann er zu erzählen:

„Es mag etwa ein Jahr her sein, da kam ich von dir von El Kasar zurück. Ein Gewitter überraschte mich. Es war dunkle Nacht. Plötzlich sah ich mich von mehreren Männern umringt, die mich an der Stelle aufhielten, wo der Weg am engsten, der Fels fast senkrecht abfallend ist und in der Schlucht unten der Strudel braust. Wer meinen Leichnam gefunden hätte, würde gesagt haben, Vangheli ist in der Dunkelheit der Nacht zu Tode gestürzt. Ein einziges Mittel blieb mir zu meiner Rettung: ich stürzte vorwärts, und mein Messer trifft! Am Tag darauf beschuldigt mich Jakub Khair, seinen Bruder meuchlings ermordet zu haben. Zeugen, die er gekauft, sprechen gegen mich. Mir bleibt nichts anderes übrig, als zwischen Tod oder Exil zu wählen.“

„So lange ich lebe, wolltest du nicht sterben?“ fragte sie ihn.

„Und doch“, rief er wild, „hast du den Alten geheiratet.“ „Nein“, antwortete sie ruhig, „mein ist das Grab. Letzten Sommer hat ein Gewitter unsere Ernte vernichtet. Der Bahn des Glends drang tief in unser Fleisch. Als ich einwilligte, El Kasar zu verlassen, um das Weib dieses Mauren zu werden, hoffte ich, meinen Vater vom Hungertod zu erretten. Dieser Abgrund sollte mein Brautbett werden. Der Tod war nahe. Da ersiehst du mir wie ein Lichtstrahl.“

Herz an Herz, Lippe auf Lippe feierten so die Liebenden ihr Wiedersehen. Zohra rief die Tage ihrer Kindheit zurück, denn sie hatten sich immer geliebt. Von seinen Eltern hatte Vangheli eine Mühle in der Nähe von Fez geerbt, die seit unendlichen Zeiten im Besitz der Familie gewesen. Die Kabylen mahlten dort seit jeher ihren Weizen, ihre Gerste, und das Gewerbe nährte seinen Mann, machte ihn aber nicht reich. Mit achtzehn Jahren dachte Vangheli an Heirat; aber es fehlte ihm die Morgengabe, die er Zohras Vater anbieten mußte. In seiner Not wandte sich Vangheli an den maurischen Müller, den reichen Jakub Khair, der Zohra zufällig begegnet war und sich närrisch in sie verliebt hatte.

„Willst du mir dreihundert Piafter leihen?“ fragte ihn eines Tages Vangheli und seine Stimme zitterte.

„Drehundert Piafter!“ rief der Wucherer. „Wozu?“

„Zum Heiraten.“

„So jung? Mit wem denn?“

„Mit der Tochter von Ben Abu in El Kasar.“

„Aha! Zohra, das schönste Mädchen der Gegend. Und sie?“

„Sie liebt mich.“

„Seit wann?“

„Von jeher.“

„Du lägst, Kasir“, rief Jakub wütend hervor. „Ich selbst werde sie heiraten, und sollte ich sie mit Gold bezahlen müssen.“

Noch am selbigen Tage begab sich der alte Müller nach El Kasar zu Ben Abu, um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Doch der Vater erklärte ihm, Zohra bereits Vangheli versprochen zu haben. Drohende Worte ausstoßend, entfernte sich Jakub.

Mittlerweile hatte sich Vangheli nach Fez begeben und auch das Geld gegen eine Hypothek auf seine väterliche Mühle erhalten. Als er abends nach Hause kam, war er bestürzt, betäubt; die Mühle hatte kein Wasser mehr, der Quell war versiegt!

Am andern Morgen blieben die Leute von Karruein erstaunt vor einem schönen Wasserfall am andern Ende des Dorfes stehen, wo früher nur ein spärlicher Wassertrahl über die Felsen herabrieselte. Der Platz, wo der Wassertrahl über die Felsen herabrieselte, gehörte Jakubs Bruder.

Umsonst durchstöberten Vangheli und seine Freunde die Felsen; es gelang ihnen nicht, zu entdecken, wie das Wasser abgeleitet worden war.

Zohras Bräutigam war ruiniert. Sie suchte ihn zu trösten. Noch am selben Abend erschien Jakub wieder vor Ben Abu und der Vater war betroffen und schwieg. Zohra aber fuhr den Alten hart an: „Ehe dein Mund meine Stirne berührt, Jakub Khair, werde ich lieber sterben!“

Jakub ging haßerfüllt davon, suchte seinen Bruder auf und das übrige ist bekannt.

Für Zohra war Vangheli verloren. Die Blutrache versagte ihm für immer die Rückkehr. (Schluß folgt.)